

Ökumene vor der Haustür

„Die ökumenische Gemeinschaft in Taizé begeisterte mich“, erzählte Sarah mit leuchtenden Augen und fuhr fort: „Bei meinem Freiwilligendienst in Jerusalem erlebte ich außerdem sehr anschaulich, was Ökumene bedeutet.“ „Ich fand es spannend, sich einmal in Lateinamerika auf eine völlig neue Art von Gemeinde einzulassen“, fügte Jens hinzu und Paul ergänzte, „Auf meinen Reisen in Asien wurde mir der interreligiöse Dialog ein Anliegen.“

Fragt man junge ökumenisch interessierte Menschen nach der Wurzel ihres Engagements und ihrer „ökumenischen Biographie“ sind Auslandserfahrungen meist nicht wegzudenken. Freiwilligendienste, Auslandssemester, Praktika oder die Teilnahme an ökumenischen Konferenzen bieten unzählige Möglichkeiten, die Welt zu entdecken, über den eigenen Horizont zu blicken und sich von einer Begeisterung für die Ökumene anstecken zu lassen.

Entsteht Ökumene also aus der Begegnung mit dem Fremden, fernab der Heimat? Hierzulande weckt der Begriff Ökumene häufig kaum noch Erwartungen. Die ewigen Diskussionen um die Abendmahlsgemeinschaft und das kirchliche Amt – Themen, die oft als erstes beim Stichwort „Ökumene“ genannt werden – gehen an der Lebenswelt vieler, insbesondere junger Menschen vorbei und sorgen oft für Verständnislosigkeit. Immer wieder erlebe ich Kirchengemeinden, in denen Ökumene als weiterer Punkt auf der ohnehin nicht zu bewältigenden „To-Do-Liste“ an Aufgaben erscheint und

mit einem stöhnenden „Auch das noch ...“ kommentiert wird.

Ich bin überzeugt davon, dass Ökumene auch vor der Haustür viel Spannendes bereithält und uns weiter über den Horizont blicken lässt, als oft zunächst vermutet. Mich beschäftigt in meiner gemeindlichen Praxis beispielsweise immer wieder das sogenannte „Lund-Prinzip“ von 1952. Die Idee ist einfach: Das ökumenische Miteinander sollte der Normalfall sein. Nur wenn tiefe Unterschiede in der Glaubensüberzeugung es erfordern, geht man getrennte Wege. Nicht die Zusammenarbeit bedarf hiernach der Rechtfertigung, sondern die Trennungen müssen begründet werden. Blickt man mit dieser Perspektive auf unsere Ortsgemeinden und kirchliche Strukturen, entdecke ich hier noch viel Potential, selbst für ökumenisch aktive Gemeinden. Wenn Ökumene keine „lästige Zusatzaufgabe“ ist, sondern durch die Bündelung und die Vermeidung von Doppelstrukturen neue Kräfte freigesetzt werden, kann viel Neues entstehen.

Wie wäre es mit folgendem Experiment: Wir „bereisen“ unsere eigenen Gemeinden und schauen sie uns an, als wären wir das erste Mal dort. Was ist spannend? Was würden wir „zu Hause“ weiter erzählen und wovon uns inspirieren lassen? Was würden wir übernehmen und wovon würden wir uns distanzieren? Wie würden wir Kirche vor Ort gestalten, wenn wir neu „bauen“ dürften?

Ich wünsche inspirierende Entdeckungen.

Hanne Lamparter

Bertold Klappert

Absage an die Islam-Mission

Als erstes Kirchenparlament in Deutschland hat die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland ein theologisches Positionspapier „Für die Begegnung mit Muslimen“ beschlossen. Auch Muslime glauben „an den einen Gott“, heißt es in dem Dokument. Der christlich-islamische Dialog zielt deshalb nicht auf eine Bekehrung zur

anderen Religion, sondern „auf das gegenseitige Kennenlernen, das gemeinsame Handeln, das Aushalten von Differenzen sowie eine vertiefte Wahrnehmung der je eigenen Traditionen“. Muslime und Musliminnen sollen künftig auch in evangelischen Pflegeheimen und Kitas sowie in der Jugendarbeit beschäftigt werden können.

Bertold Klappert hat für die Synode ein Gutachten geschrieben, aus dem wir einige Absätze zitieren. Das Gutachten wird im Herbst komplett in dem Aufsatzband Klapperts „Der NAME GOTTEs und die Zukunft Abrahams“ erscheinen.

Der Islam als Teil der Abrahamitischen Religionen

Leo Baeck hat 1956 in seinem Aufsatz und Testament „Judentum, Christentum und Islam“ verdeutlicht: Als die Nachkommen Abrahams haben Judentum, Christentum und Islam einen heilsgeschichtlichen Auftrag, den Segen Abrahams und Saras auf verschiedenen Wegen, aber in steter geschwisterlicher Beziehung aufeinander, wenn auch auf verschiedene Weise, aber in steter Nachbarschaft und in wechselseitiger Hilfe füreinander zum Segen der Völker in die Völkerwelt zu bringen. Dabei werden auch der Islam und Muhammad von der „Bruder“-Beziehung zwischen Isaak und Ismael her (1. Mose 16,12) in besonderer Weise gewürdigt. Baeck schließt den letzten Text seines Lebens mit der Juden, Christen und Muslime umgreifenden messianischen Vision: „Im Christentum ist vieles groß. Jahrhundert um Jahrhundert hat es Menschen getröstet, erhoben, hat es Wohltun und Hingebung gepflegt, hat Hoffnung in ihnen aufrechterhalten.“ Und: „Im Islam ist vieles groß. Völkern, die in der Barbarei und in Niedrigkeit lebten, hat er ein neues Leben geschenkt. Die Juden (und ich ergänze: auch die Christen) sollten das begreifen.“ Schlussendlich folgt Baeck der großen Vision der Propheten: „Dann werden gute Tage kommen. Menschen und Völker und Bekenntnisse werden geschieden bleiben, werden in ihrer Besonderheit weiter leben, aber sie werden wissen, dass sie zusammengehören, Teile der einen Menschheit sind, zusammenleben sollen auf dieser unserer Erde, einander sehend und einander verstehend und, wenn es Not tut, einander helfend.“

Der christlich-islamische Dialog

Die Taufe

Der christlich-islamische Dialog ist grundsätzlich kein Teil des Sendungs- und Lehrauftrages der Kirche, des ökumenischen Gottesvolkes aus allen Völkern, an alle Völker. Deshalb ist die Taufe eines Muslims oder einer Muslima grundsätzlich von der nach Matthäus 28 befohlenen Taufe von Heiden bzw. Völkerchristen zu unterscheiden. Ein Mensch

aus der Völkerwelt, der zum Judentum übertritt, sich beschneiden lässt und/oder ins Tauchbad steigt, kann dadurch in vollgültigem Sinn und auch namentlich zu einem Sohn Abrahams und einer Tochter Saras werden und hört damit auf, ein Mensch aus den Völkern oder gar ein „Heide“ zu sein. Ein Jude, der sich christlich taufen lässt, hört nicht auf, Jude zu sein, sondern bleibt unter der Erwählung und der Verheißungsgeschichte Abrahams und Saras, wenn auch in der Nachfolge des Messias Jesus als messianischer Jude in einem neuen, veränderten Sinn. Wie also ein Jude, der Christ wird, nicht aufhört Jude zu sein, so gilt auch andersherum: Ein Jude, der Atheist wird, hört nicht auf, Jude zu sein. Was geschieht nun aber, wenn jemand aus dem Islam kommt, also bereits unter der Segensverheißung Abrahams und Saras, Hagens und Ismaels steht, sich taufen lässt? Er oder sie darf und sollte auch als ein Muslim oder eine Muslima, die sich taufen lassen, nicht ihre von Abraham und Sara, von Hagar und Ismael her unter dem Segen und der Sendung stehende Tradition missachten oder den Koran als Buch verteufeln und nicht Muhammad, wie in einigen evangelikalen Taufriten praktiziert, als einem „Teufel absagen“ können oder gar müssen. Das müsste der christlichen Taufe vorangehende Taufunterricht den Täuflingen deutlich machen. Dabei kann eine Absage wie gegenüber einem imperialen Judentum und Christianismus auch gegenüber einem gewalttätigen Islamismus durchaus legitim sein, in welchem der oder die Betreffende erzogen, tyrannisiert und traumatisiert worden ist.

Liturgie

Wenn Juden, Christen und Muslime eine gemeinsame, vom Gott Abrahams und Saras gestiftete und befohlene Sendung haben, dann stellt sich auch die Frage nach liturgischen Formen, die die enge Verbundenheit und Nachbarschaft von Juden, Christen und Muslimen in christlichen Gottesdiensten zum Ausdruck bringen.

So kann in Jerusalem am Himmelfahrtsfest nicht nur über die Himmelfahrt Jesu, sondern zuerst über die Auffahrt des Elia mit dem feurigen Wagen und am Ende über die Himmelfahrt Muhammads auf seinem weißen Pferd in den Himmel gepredigt werden. Letzteres kann man in eindrücklichen Bildern und auf Wandteppichen in der Ausstellung im sogenannten „Davids-Tower“ in Jerusalems Altstadt sehen. Muhammad fährt vom Tempelberg aus in den Himmel, um zuerst Abra-

Wie seinerzeit zur Erneuerung des Verhältnisses der „Christen zu den Juden“ (1980) die Wiedergewinnung der Bedeutung von Römer 9-11 im Zentrum stand, so geht es heute im Blick auf die Erneuerung des Verhältnisses „der Christen zu den Muslimen“ um die zentralen Hagar-Ismael-Texte in 1. Mose 12; 16; 25.

ham, Jesus, dann Mose, David und die Propheten der Hebräischen Bibel aufzusuchen. In der arabisch-lutherischen Gemeinde und der ökumenischen Gemeinde der Erlöserkirche Jerusalems wird ein solcher Gottesdienst zu Himmelfahrt gefeiert.

Es gibt ein Jerusalemgebet der Fürbitte für Jerusalem, der „Heiligen Stadt“ der Juden, der ökumenischen Christen und der Muslime. Dieses Gebet verweist auf das Ziel, dass einmal auf dem Zion alle Völker der Welt im Schalom/Frieden/Salam vereinigt werden. Es lautet: „Mache Jerusalem zu einer Stadt des Friedens, in der Juden, Christen und Muslime Dich, den einen Gott, geschwisterlich anbeten“.

Wir sprechen inzwischen auf jüdischer Seite und, von der feministischen Theologie belehrt, auch auf christlicher Seite vom Gott Abrahams und der Sara, vom Gott Isaaks und der Rebekka, vom Gott Jakobs und Rahels und Leas. Warum sprechen wir nicht auch in unseren Gebeten und Lobpreisungen zugleich vom Gott Hagars und Ismaels?

Fazit

Im Hören auf das Zeugnis des Alten und Neuen Testaments geht es darum, dass Juden, Christen und Muslime (1.) Zeugen des Gottes Abrahams und Saras vor und im Gegenüber zur Welt der Völker und (2.) damit und darin auch geschwisterliche und glaubwürdige Zeugen Gottes voreinander sind.

Damit würde mit der Rheinischen Formulierung von 1980, Juden und Christen seien „Zeugen Gottes vor der Welt und voreinander“, bei gleichzeitig eindeutiger Absage an das heidenchristliche Programm der „Judenmission“ ernstgemacht. Und zwar jetzt biblisch begründet und heute kontextuell gefordert auch im Kontext des Dialoges mit dem Islam. Das bedeutet die klare und eindeutige Absage auch an das heidenchristliche Programm einer Islam-Mission.

„Judenmission“, so schrieb Karl Barth nach der Shoah, heißt, erkennen, dass das Judentum von Gott eine Mission und Sendung an die Völkerwelt bekommen hat. „Islam-Mission“, so werden wir im Jahre 2018 mit der ökumenischen Christenheit sagen müssen, heißt, heute erkennen, dass der Islam von Gott zusammen mit Judentum und Christentum ebenfalls eine Sendung und Mission an die Völkerwelt erhalten hat.

Bertold Klappert

Prof. Em. für Systematische Theologie, Kirchliche Hochschule Wuppertal/Bethel.

